

Buchbesprechungen

Olaf Kuhr, Die Macht des Bannes und der Buße. Kirchengzucht und Erneuerung der Kirche bei Johannes Oekolampad (1482–1531). Basler und Berner Studien zur hist. und systemat. Theologie, Bd. 68, Peter Lang, Bern u. a. 1999, 316 S.

Wie kann eine verweltlichte Kirche Gemeinde Jesu Christi werden? Das war die Frage der Reformatoren und ist ein bis heute aktuelles Problem. Leidenschaftlich darum gerungen hat Johannes Oekolampad (1482–1531). Olaf Kuhr stellt diesen „wenig beachteten“, aber doch oft genannten Basler Reformator in seiner von der Universität Basel angenommenen Dissertation vor und schildert den Zwiespalt, in dem er als im Denken seiner Zeit Befangener steht. Klar war ihm, es gibt eine echte und eine falsche Kirche (95). Ein Mensch, dessen Leben im Widerspruch zum christlichen Glauben steht, kann der Kirche Christi nicht angehören. Aber gute Werke sind auch nicht unbedingt ein Kennzeichen rechten Glaubens. Eine Trennung von Gläubigen und Ungläubigen lehnt er ab, weil es zu einem Konventikelwesen führt. Weil Gottes Wort zur Gemeinde führt, kann Gemeinde Jesu für ihn auch kein freiwilliger Zusammenschluss von Menschen sein. Er kann sich auch nur *eine* Kirche in einem Territorium vorstellen. Den Namen der Stadt, der er innerlich am meisten verbunden war, Basel, leitete er ab von Basileus, König. Sie sei die Stadt des himmlischen Königs, keinem anderen untertan (103). Wo anders könnte die wahre Kirche wohl besser verwirklicht werden als in dieser Christiana respublica? Aber leider klafften auch hier die real existierende und die „eigentliche“ Kirche weit auseinander!

Die „eigentliche“ Kirche hat einen überzeitlichen, spirituellen Charakter. Ihr gehören auch die Erwählten an, die noch vor Christi Kommen lebten (97/98). Die Menschen von heute aber sind Wesen von Fleisch und Blut mit eigenen Vorstellungen und Leidenschaften.

Wie kann daraus – das ist unsere Eingangsfrage – Gemeinde Jesu werden? Oekolampads Antwort: Durch Kirchengzucht und Buße kommt es zur Erneuerung der Kirche und zur Hebung der Sitten (185). Wer aber soll sie vollziehen? Das katholische Priestertum war ein schlechtes Vorbild. Eine „antiklerikale“ Gemeinde kann er sich auch nicht vorstellen. Zu ihr gehören unverständige „Frauen, Kinder oder eines großen Teils des Pöbels“, Volk, das zum großen Teil „von Leidenschaften umhergetrieben wird und der Urteilskraft entbehrt“ (187). Das würde zu einer Willkürherrschaft füh-

ren. Soll der Staat eingreifen? Der Obrigkeit kommt keine Verantwortung für das geistliche Reich zu! Die Verkündigung muss frei sein von staatlicher Beschränkung, wenn auch durch die Predigt die bürgerliche Ordnung nicht aufgehoben wird (106). Allerdings darf die Obrigkeit doch um der bürgerlichen Ordnung willen – wenn auch sehr behutsam – Häretiker bestrafen (10). Später wird er schärfer: die Obrigkeit soll falsche Propheten nicht dulden, sondern „fromme Lehrer“ einsetzen. Noch später muss ihm sein Straßburger Kollege Bucer vorhalten, er lege mehr die Härte der Kirchenväter an den Tag als die Milde des Apostels Paulus (204). Weil aber nach seiner Meinung nur durch die Kirchenzucht die „Hebung der Sitten“ (185) möglich sei, schuf er eine zentrale Bannbehörde, der Pfarrer und die wiederentdeckten „Ältesten“ angehörten. Aber auch ihr war kein Erfolg beschieden. Tatsächlich ist zu Oekolampads Zeit nur eine einzige Exkommunikation vollzogen worden (219).

Hätte aber ein Ausschluss aus der Kirche ohne weitere obrigkeitliche Maßnahme genützt? Würde die Obrigkeit nicht strafen, würden die „Wiedertäufer“ ständig im Bann leben – und sie wollten sich doch unbedingt von der Kirche trennen. Andererseits: würde nur die Obrigkeit strafen, wäre das eine Schmach für die Kirche. „Wer gestern ein ‚Wiedertäufer‘ und ‚ein stinkender Ehebrecher‘ gewesen sei, könne dann nämlich ohne vorherige Buße und Versöhnung mit der Kirche am Abendmahl teilnehmen. Ohne Kirchenzucht werde jeder auf üble Weise der Kirche widersprechen können“ (229).

Dieser „Zwiespalt“ ist die Tragödie Oekolampads, die der Verfasser deutlich macht. In seinem Obrigkeitsverhältnis steht Oekolampad zwischen Luther und Erasmus (109).

Mit den Täufern war er sich einig, daß die Taufe nur ein „Zeichen“ sei, aber wofür? Für ihn ein formales Zeichen der Kirchenzugehörigkeit unabhängig vom Glauben des Einzelnen, für die Täufer dagegen ein Zeichen der Selbstverpflichtung zu einem Leben mit Christus (144).

Auch Kinderkatechese und Konfirmation mit der Verpflichtung zu einem christlichen Leben führten nicht weiter. Wo es wirklich zu Disziplinierungen kam, betraf es Pfarrer. Der Basler Reformator blieb also letztlich machtlos gegen die Sittenlosigkeit, gegen die er ankämpfte. Schafft aber die christliche Verkündigung heute mehr?

Oekolampad starb nach kurzer Krankheit am 23. November 1531, wenige Wochen nach Zwinglis Tod auf dem Schlachtfeld bei Kappel. Er hatte nur rund zweieinhalb Jahre Zeit, in Basel zu wirken.

Ein Pastor und Seelsorger liest die Arbeit Kuhrs mit Anteilnahme und Fragen an die eigene Arbeit. Sachlich hätte der Rezensent gern etwas erfahren über die Begegnung Oekolampads mit Thomas Müntzer. Hätte das das Thema gesprengt? Leider fehlt ein Namen- und Sachregister, denn es lohnt sich, noch oft in dem Buch nachzuschlagen.

Manfred Bärenfänger

Oskar Föller, Pietismus und Enthusiasmus – Streit unter Verwandten. Geschichtliche Aspekte der Einordnung und Beurteilung enthusiastisch-charismatischer Frömmigkeit. Kirchengeschichtliche Monographie (KGM) Bd. 4, R. Brockhaus, Wuppertal TVG 1998, 250 S.

Für seine Heidelberger Dissertation „Charisma und Unterscheidung. Systematische und pastorale Aspekte der Einordnung und Beurteilung enthusiastisch-charismatischer Frömmigkeit im katholischen und evangelischen Bereich“ hat Oskar Föller eine Fülle Material zusammengetragen, das zugunsten der systematisch-pastoralen Ausrichtung „auf der Strecke bleiben“ mußte. Das bringt er hier in einer „kirchengeschichtlichen Nachlese“.

Der Verfasser ist sich klar: „den Pietismus als *solchen* hat es *nicht* gegeben. Er *war* eine vielschichtige Bewegung.“ (13) Ihr geht es um das Ideal des Urchristentums, die persönliche Heilserfahrung, das Warten auf ein neues und reicheres Geisteswirken, sowie die Erwartung der Wiederkunft Christi und des Tausendjährigen Reiches. Entscheidenden Anstoß bekam sie durch den als „Vater des Pietismus“ in die Geschichte eingegangenen Philip Jacob Spener (1635–1705) mit seiner Programmschrift „Pia Desideria“ (fromme Wünsche).

In der Frühzeit des Pietismus gab es noch keine ekstatischen Geisterfahrungen. Sie kommen erst auf in Verbindung mit dem Streit zwischen Orthodoxie und Pietismus und den Leipziger Unruhen um August Hermann Francke (61). Das „Bemühen um eine vom Heiligen Geist unmittelbar geleitete Gemeinde“ (14) führte zu „außerordentlichen enthusiastisch-charismatischen Phänomenen“. Darum wird der Enthusiasmus auch als „radikaler Pietismus“ bezeichnet. Tatsächlich gibt es zwischen dem „radikalen“ und dem „kirchlichen“ Pietismus Überschneidungen und Querverbindungen. Der Verfasser geht den frühen ekstatischen Erscheinungen nach. Neben zeitlich begrenzten Ereignissen bekommen Personen wie Hochmann von Hohenau (1669–1721) und Gemeinden der „Inspirierten“ in Isenburg-Büdingen und Berleburg im Wittgensteinischen weitreichende Bedeutung. Interessant ist die grundsätzliche Bejahung der im Neuen Te-